

Das Geheimnis um den Tod des Hochstaplers Stavisky

Die Pariser Blätter veröffentlichten zum erstenmal den Brief Staviskys, den er knapp vor seinem Selbstmord an seine Frau geschrieben hat. Er lautet:
Meine bejagte Frau! Zum erstenmal liest Du die Zeilen, in denen meine ganze Seele, meine ganze Liebe zu Dir lebt. Du warst die Freundin meiner Tage und deshalb halte ich es für meine Pflicht, zu verschwinden. Du weißt, wie ich unsere Kinder geliebt habe. Ich lasse jedem von ihnen einen Brief, den Du ihnen zu lesen geben wirst, wenn sie erwachsen sein werden. Ich bitte sie, daß sie mich lieben und daß sie begreifen, daß, wenn die Umstände dich zwingen werden, ein neues Leben zu beginnen, sie dich nicht verurteilen dürfen. So ist die menschliche Natur. Ich verabschiede Deine Eltern und den Kindern zuleibe. Sie sollen ihren Vater nicht vergessen. Das, was mich erwartet hätte, hätte mich von Euch auf lange Jahre, vielleicht für immer entfernt. Deshalb ist es richtiger, daß ich die Freiheit wiedergebe, denn ich will nicht, daß meine Kinder meinetwegen gesellschaftlich irgend-einen Schaden erleiden. Ich bitte dich, sie zu erziehen, anständigen Menschen zu erziehen. Wenn sie das gefährliche Alter überschritten haben, das heißt, das fünfzehnte Lebensjahr erreicht haben, so beobachte sie auf Schritt und Tritt, damit sie nicht vom Rade der Jugend abweichen und brave Menschen bleiben.

Ich wollte dich in einer besseren materiellen Lage zurücklassen, aber Du bist ein tapferer Herr. Du wirst Dir ein kleines Geschäft kaufen, das Dir ermöglichen wird, Dein Leben zu fristen und Deine Kinder in würdiger Weise zu erziehen. Wenn ich bedenke, wie viel Geld ich befehlen habe und in welcher bedrückender Lage ich dich lasse, so wird mir ums Herz so schwer... Das ist der Grund, weshalb ich freiwillig für immer verschwinde. Dein Alex.

Henry Boiz, der Begleiter Staviskys, befand sich in dem Augenblick, in dem der Schuß fiel, der Stavisky tötete, in der Villa Fleur-Vogel. Seine Freundin Lurette war ebenfalls im Hause anwesend. Beide Boiz und seine Freundin, sind auf freiem Fuß. Mehrere Blätter sprechen davon, daß gegen Boiz schwerwiegende Verdachtsmomente vorliegen und der „Lautsprecher“ beschuldigt ihn geradezu des Mordes an seinem Gefährten. Boiz ist mehrfach vorbestraft. Er desertierte während des Krieges, wurde später zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt, noch aus der Zwangsarbeitsanstalt, meldete sich in Paris unter falschem Namen und beging eine Anzahl von Verbrechen. Er wurde verhaftet und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung kam er fortwährend mit dem Straßengesetz in Konflikt. Es folgte Verurteilung auf Verurteilung. Wegen Scheckschwinds, Dokumentenfälschung, Betrug und Untreue. Boiz war der sureté générale nicht unbekannt. Trotzdem man dort von seinen zahlreichen und schweren Verbrechen wissen mußte, hatte er gute Beziehungen zu den Polizeikreisen.

Die französische Polizei wußte bald nach der Mordtat Staviskys, daß der Hochstapler unter falschem Namen mit falschem Paß reiste. Boiz aber reiste in Begleitung Staviskys unter seinem wahren Namen.

Wer gab den Schuß ab?

Der Kommissar Charpentier sagte aus, er habe, als der Schuß in Fleur-Vogel krachte, zuerst das Gefühl gehabt, verunsichert zu sein. Er deckte sich und ging dann mit erschütterter Waffe gegen das Zimmer vor, in dem die Detonation erfolgt war. Als er die Tür geöffnet hatte, fand er Alexander Stavisky am Boden liegend vor. War sonst noch wer im Zimmer? Nein, niemand. Wo befand sich in dieser Minute Henry Boiz? Wo war seine Freundin? Niemand weiß es. Boiz selbst gibt an, im ersten Stockwerk sich aufgehalten zu haben. Aber bei der Hausdurchsuchung in Fleur-Vogel fand man auf einem Servier für drei Personen die Reste eines Abendessens. Dieses Servier stand auf einem Tisch jenes Zimmers, in welchem Stavisky gefangen worden ist, und alle Anzeichen weisen darauf hin, daß die Menschen erst vor wenigen Minuten in ihrer Mahlzeit unterbrochen worden waren. Boiz gab bei seiner ersten Vernehmung an, er habe in der Redaktion Staviskys ein „Waffe gefunden und sie dem Freund wegnehmen wollen. Nicht etwa, weil er dachte, er

könne sich selbst damit etwas zuleide tun. Aber er fürchtete, da Stavisky, falls er den Polizeibeamten in die Hände fiel, gegen sie das Feuer eröffnen könnte. Hatte doch Stavisky mehrmals geäußert, daß er unter keinen Umständen lebend in die Hände der Polizei fallen werde.

Die Aussage der Freundin

Die Freundin Henri Boiz, die sowohl in Servoz wie in Chamouilly bei den Verfolgten gewirkt hat, behauptet, daß Stavisky kurz vor dem Erscheinen der Polizeibeamten in Fleur-Vogel den Besuch einer Dame erhalten habe, die jedoch nicht seine Frau gewesen sei. Mit dieser Dame hatte Stavisky eine kurze, aber sehr erregte Auseinandersetzung. Was die beiden miteinander sprachen, will Fräulein Lurette nicht verstanden haben. Wer die Dame war, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden. Darüber befragt, wo sie sich aufgehalten habe, als die Schußdetonation erfolgte, erklärt Lurette, sie wäre in diesem Moment in einem Badezimmer des ersten Stockwerkes gewesen. „Und wo war Herr Boiz?“ — „Im Parterre.“ — Boiz gibt an, im ersten Stock sich aufgehalten zu haben. Den Polizeibeamten begegnete das Paar kurz, nachdem der Schuß gefallen war, in einem Korridor im Parterre. Sie schienen beide nicht sehr überrascht, als sie hörten, daß Stavisky sich erschossen habe. Alle diese Widersprüche müssen noch aufgeklärt werden.

Erlebnisse mit Gefangenen

Von Strafanstalts-Oberwachtmeister Wolf

Lang streckt sich das Moabit-Untersuchungsgefängnis. Sitter vor den Fenstern, Gefangene in den Zellen. Die Beamten müssen in diesem Gebäude gute Psychologen sein und über jahrelange Erfahrung verfügen, wollen sie nicht den alten und immer neuen Tricks ihrer Häftlinge zum Opfer fallen. Trotzdem geschieht dieses doch noch von Zeit zu Zeit. So entkamm man sich eines Tages: Ein Verurteilter spielte zwei Jahre lang erfolgreich den Blinden, um dann eines Tages hohnlachend dem völlig überwachenden Aufsichtspersonal zu entfliehen.

Der Gefangene, der Verurteilte, betrachtet nämlich durchaus nicht immer die verhängte Strafe als eine Abhörung seiner Schuld, sondern in 99 Fällen vom Hundert hält er sich letzten Endes für einen, der „Recht“ gehabt hat und der es beim „nächsten Mal“ schärfer antun wird.

Der Dienst in Moabit ist daher überaus schwer. Tagaus, tagein, nächte und jahrelang sind die Oberwachtmeister und Hauptwachtmeister an das Gefängnis gebunden. Die Laie macht sich kaum eine Vorstellung von der Verantwortlichkeit des Dienstes eines Gefängnisbeamten. Wer da glaubt, die Strafanstalts-Wachtmeister hätten nur so der Reihe nach, zu den vorgeschriebenen Zeiten, die Zellentüren auf- oder abzuschließen, das Essen zuzustellen und den Untersuchungs-gefangenen von Nr. 74 dem Richter vorkünftig um 10.15 Uhr vorzuführen, der vergißt, daß die Angeklagten Menschen sind voller Hoffnung und Lebenslust, voll Trauer und Mutlosigkeit, voll Liebe und Verzweiflung. Immer heißt es wachsen und auf der Hut und doch auch wieder Mensch voll Mitgefühl und Verständnis sein!

Jeder Zellentritt entrollt Tag für Tag in ewiger Wiederholung die gleichen Schicksale und Bilder, nur mit dem Unterschied, daß die Gesichter und Namen wechseln. Die unheimlichen Gefängnisbewohner kommen und gehen, tauchen wieder auf und leben nicht selten als Unverbesserliche zurück. Unverbesserlich als Verbrecher, aber mit jedem Besuch, den sie uns abkosten, gemiegter, gewissenloser und auch verwehrloser und jählicher geworden.

Es heißt also für die Beamten, die Typen der Verbrecher und Häftlinge wohl zu unterscheiden, um in der Behandlung des Einzelnen seinen Hehlgriff zu tun.

Dies, gleich in der ersten Zelle im Gang sitzt ein Geldstrankfluader. Kaum habe ich seine Zelle betreten, so beschwert er sich über beständige Brustschmerzen. Mit dem Stolz eines Weltmeisters im Boxen, der seine Wunden zeigt, erklärt er sachgemäß, daß hier an den Rippenbogen die Dolchmanschete angelegt gewesen sei. Ja, die Arbeit sei nicht leicht, aber er habe eben für sein Unternehmen einen schlechten Tag gewählt.

In der nächsten Zelle dagegen heißt es, Mit ausgesprochen und einen fast Verzweifelten wieder anzurichten. Er be-

teuert auch jetzt wieder seine Unschuld. Er sitzt zum erstenmal in seinem Leben im Gefängnis, und dieses Erlebnis hat ihn tief erschüttert.

Ein anderer beteuert seine Unschuld, aber man erkennt sofort den beschwerlichen Ton. Der Mann ist wieder des Diebstahls beschuldigt, und aus jahrelanger Erfahrung weiß man, daß Stehlen und Lügen untrennbar miteinander verbunden sind.

Um so erschütternder wirkt es dann, wenn in der nächsten Zelle ein zum Tode verurteilter Mörder plötzlich aufschreit: „Herr Richter, warum, warum habe ich das nur getan? Nein, denken Sie nicht falsch! Ich fürchte mich nicht vor dem Tode! Aber meine Braut! Sie war im Zuschauerraum, als der Richter mein Todesurteil sprach. Sie ist hingegangen und hat sich das Leben genommen, in derselben Nacht noch, Samstag — und aus! Ich habe ja nicht gewußt, daß alles so schrecklich enden würde!“ Hier braucht man nicht mehr Reue zu predigen, aber auch kein Wort des Trostes will mehr gelingen.

In der letzten Zelle dieses Ganges wartet ein Mann auf den Spruch des Richters. Er war einst hoher Staatsbeamter. Es ist kein schönes Gefühl, die Tür „abzuschließen“ hinter Männern, die öffentliche Vertreter der Nation waren, die aber die Ehre der Nation und ihre eigene Würde nicht hoch hielten.

Eine besondere Gruppe unter den Verbrechern bilden oft die ehemaligen Fürsorgezöglinge. Selbst alte Verbrecher und Mörder zeigen angesichts des Todes oder am helligen Abend oder am Geburts- oder Todestag ihrer Mutter weiche Gefühle und man kann solche Männer echte Tränen weinen sehen. Aber die Fürsorgezöglinge, jene Kategorie Jugendlicher, die die Reize der Robeidsdelikte, der Sittlichkeitsverbrechen der brennlichen Morde ins Unendliche fortsetzt, diese durch Veranlagung unrettbar verkommene Burichen sind von einer nicht zu überbietenden Robeit und Frechheit. Sie schreden vor keiner List und Gewalttat zurück.

Die Zeiten, das Jahrzehnt einer falsch verhandelten Menschlichkeit in der Behandlung der Verbrecher ist glücklich vorüber. Auch der Strafanstaltsbeamte darf wieder hoffen, bei seinen Vorgesetzten, bei den Richtern und Gefängnisgebern, Verständnis für seinen schweren Dienst zu finden.

Schon herrscht in Moabit endlich wieder ein straffes Regime. Die saloppe Haltung, die freien Reden der Häftlinge gehören bereits der Vergangenheit an. Es zeigt sich der Wille der Regierung, keine Untat ungegahnt zu lassen und bereitigt zu der Hoffnung, daß die jetzt noch herrschende Ueberfüllung der Gefängnisse und Zuchthäuser sehr bald abnehmen wird.

Humor

„Vollstunde“

Der junge Gelehrte, der auf dem Dorf die volkstümliche Lieberlieferung eifrig studiert, knüpft mit dem alten Mann im Kartoffelfeld ein Gespräch an: „Ein schöner Morgen heute“, sagt er. „Ja“, antwortet der Alte, „aber bald wird's ein Gewitter geben.“

Der Gelehrte zückt sein Notizbuch. „Das wissen Sie wohl noch den alten Bauernregeln?“ — „I wo“, meint der Alte. „gestern wurde es im Radio gesagt!“

Der künge Göge

Ein Mann hatte in seinem Hause ein kunstreich geschnitztes Gözenbild stehen, dem er täglich die reichsten Gaben darbrachte. Er behängte es mit Perlenketten und umwickelte es mit Gold und Silber, wußte sich nicht genug zu tun, und kam dabei endlich so weit, daß er all das Seinige zuletzt und kaum mehr notdürftig zu leben hatte. — Da sagte der Göze eines Tages zu ihm: „Lieber Freund, lege deiner Verehrung für mich endlich einmal vernünftige Schranken. Bringe um meinetwillen nicht auch noch den Rest deines Vermögens durch. Du gehst sonst hernach zu einem andern Gotte und verläßt mich bei ihm, daß ich dich arm gemacht hätte.“

So geht es den törichten Menschen, die ein Vermögen verschwendung und dann klagen, Gott habe sie in Armut und Elend gestürzt. Richard Joosmann.



Hanni als Reporterin

Ein köstlicher Roman von Anton Schaal

Das Möbel gefiel ihm. Die war gut, bestimmt eine feine Schwieger-tochter und sicher eine fabelhafte Hausfrau und Mutter.

Er hatte sich mit dem Inspektor zusammengesetzt und die beiden kassimpelten natürlich über landwirtschaftliche Dinge.

Schließlich spielten sie Sechsbundschaja. Der Inspektor gewann dauernd, weil Werstenberg immer nach dem jungen Paare schielte.

Nach dem Abendessen beschloß man zu tanzen. Das große Grammophon wurde aufgestellt und Vater Werstenberg wechselte mit dem Inspektor im Blatten-auflegen.

Erwin war immer noch nicht eingetroffen. Sie ahnten nicht, daß er eine Panne gehabt hatte und daß ein Chauffeebaum, nur zwei Zoll stark allerdings, sein Leben hatte lassen müssen, aber doch nicht aufhalten konnte, daß er in den Strohenoraben rutschte und dort zwar unbeschädigt, aber doch ziemlich hilflos liegen blieb.

Aber noch etwas anderes war geschehen. Frau Olla hatte ihre Reise nach Lugano um drei Wochen verschoben und war von Frankfurt zurückgekommen. Etwa gegen 2 Uhr traf sie ein. Sie erfuhr, daß Fred nach Bassenthin gefahren war, rief Thea an und lud sie ein, mit ihr zusammen auch nach Bassenthin zu fahren.

Thea sagte zu und kam schleunigst mit ihrem Bier-ader Sport-Sup und auf gings nach Bassenthin.

Untenwegs fischten sie Erwin aus dem Strohenoraben und nahmen ihn mit. Es war abends gegen 1/29 Uhr, als sie auf Bassenthin anliefen.

Oben sang ein wund- Lango seine Melodie. Die drei Paare tanz- Konsul hielt Hanni im Arm und der Duft des reinen Mädchenkörpers beransteht ihn immer mehr. Hin und wieder drückte er ihre Hand zärtlich, dann zog Hanni das Köschchen hoch und sagte: „Herr Konsul!“

Aber in dem Abwehren war eine kleine Verlegenheit und ihr schönes Gesicht glühte. „Heute sind wir einmal fröhlich! Morgen hat uns der Alltag wieder in den Krallen.“ sagte der Konsul und seine Stimme war so zärtlich und weich, wie sie Hanni nie gekannt hatte.

„Du, die ich geliebt alle meine Jahre, du, die ich geliebt wie das Wunderbare. Du mein großes Glück, meine Zerkelien, geh dich nicht zurück, dich mein auf Lebendzeit.“

So sang der Refrainfänger. Ranklos der Vers, Riffch beinahe, aber die weiche, einschmeichelnde Musik adelte den Text, erfüllte ihn mit so viel Gefühl, daß es wie ein Strom durch den Mann ging.

Plötzlich hörte er die Stimme der Ransell. „Die gnädige Frau von Gellert ist mit einem Gast gekommen.“

Einen Augenblick suchte er zusammen. Hanni war bleich geworden. „Mein Mutter!“ hörte sie ihn betroffen sprechen.

Doch da sah sie, wie seine Augen aufleuchteten. „Ihr Vorschlag... denken Sie noch an das Lobeisen?“

Hanni wurde glühend rot. Die große Klugeltür ging auf, Fred sah die Mutter und Thea eintreten und da geschah das Unfassbare, Kurdtbare, Wunderbare.

Er küßte Hanni, küßte sie mit einer Inbrunst ohne-gleichen. Lange und andauernd. Frau Olla fand vor Entsetzen kein Wort. Sie blickte nur auf Thea. Die fand zuerst die Sprache wieder. Sie warf den Kopf hoch.

„Gnädige Frau“ sagte sie zu Frau Olla, „ich ver-zichte auf eine Verbindung mit Ihrem Herrn Schat Gaten Novetis. Herr Generalkonsul!“

Erwin stand ganz verdattert neben ihr und rührte sich nicht, als Thea von Peterssbain an ihm vorbeirauschte.

Das Paar hatte sich gelöst. Leise sagte der Konsul zu Hanni: „Kommen Sie... ich will Sie meiner Mutter als meine Verlobte vorstellen.“ Hanni sah ihn entgeistert an. „Soll das... noch zum Lobeisen gehören?“

„Ja!“ Aber es kam nicht dazu. Als sie auf Frau Olla zu-traten, da sah sie die stolze Frau mit einem so hoch-erfüllten Blick an, wandte sich um und verließ den Saal. Die Menschen im Saal sahen sich einen Augenblick be-treten an.

Dann trat Peter, der sich als erster gefogt hatte, heran. Seine Stimme zitterte, als er den Bruder fragte: „Was... hat das zu bedeuten?“

Der Konsul wollte sprechen, aber Hanni fiel ihm ins Wort und sagte: ...

Fortsetzung folgt

Frauen als Soldaten

Aus dem Leben der „Amazonen“ in Sage und Geschichte

Schluf

Eleonore Prochaska wurde am 11. März 1785 als Tochter eines invaliden Unteroffiziers in Potsdam geboren. Begeistert durch die Erzählungen ihres Vaters von dem Heldenmut spanischer Frauen, trat sie mit achtzehn Jahren unter dem Namen Auguste Reuz als Jäger zu Fuß unerkannt in das Bülowische Freikorps im Detachement des 1. Bataillons, und fort ging in den Krieg. „Es ist mir noch immer geblieben, ganz unerkannt zu bleiben“, schrieb sie einmal nach Hause an den Bruder; „kann ich nicht ein Quartierbillet für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Kamerad. Im Bivoual habe ich mein Lager immer für mich allein. Wegen meiner Stimme werden sie mich; da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die Frauen auch eine feine Stimme haben.“ In einem anderen Briefe sagt sie: „Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder.“ Am 16. September 1813 kam es an der Gördel zu einem Gefecht und die Löpover machten ihrem Namen alle Ehre. Da tritt eine Pause ein. Auguste Reuz hebt die Trommel eines toten Franzosen vom Boden und wirbelt darauf. „Du verheißt Dich doch auf alles“, ruft übergehend ein Kamerad. „Du schneidest, lochst, wätscht, singst und schiffst, wie keiner es besser versteht, und nun bist Du auch noch Tambour.“ Ein Potsdamer Soldatenkind muß sich auf alles verheben“, ruft Reuz zurück. Aber da fahren auch schon auf der Höhe von neuem die feindlichen Kanonen auf, und es beginnt ein mörderisches Feuer. „Nun hört der Spaß aber auf“, ruft Reuz dem Kameraden zu. Die Trommel wirbelt zum Sturm, immer dichter hagelt das feindliche Blei. Da stellt ein Weibchen durch die Luft. Auguste Reuz läßt zu Lode getroffen die Schlegel sinken, trampft hastig auf einen Nebenmann am Hügel des Ueberrucks und mit bittendem Auge, zuckendem Munde, ruft er dem vorkommenden Offizier das überrauschende Geständnis zu: „Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!“ Man brachte die Schwerverletzte fort, aber ihr Leben war nicht mehr zu retten. Ihr Trost war es, daß die Löpover den Sieg davongetragen. Am 7. Oktober 1813 ward Auguste Reuz, Jäger im Bülowischen Freikorps, in Dennenberg zur Erde bestattet. In einem zeitgenössischen Berichte heißt es: „Trauernd folgten dem Sarge, der von den Waffenbrüdern getragen wurde, das hannoverische und russisch-deutsche Jägerkorps, der Oberst Graf Kielmannsegge nebst sämtlichen Offizieren. Der königlich preussische Grand majstre de la Garde robe, Minister und außerordentlicher Gesandter Graf de Grasse, hatte sich ebenfalls eingefunden. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturme des Krieges gemachten Ullie den letzten Gruß noch ins Grab.“

Sehr interessant war auch das Schicksal der Elisabeth Schwesing, die in der Völkerschlacht bei Leipzig mitkämpfte. Die Hauptmasse des napoleonischen Heeres war acht bis neun Kilometer südlich von Leipzig aufgestellt worden und kämpfte erst früher Morgenstunde gegen die böhmische Armee, die vom russischen General Wittgenstein befehligt wurde. Als später freiwillige Jäger zu Pferde zur Verstärkung herangezogen wurden, befand sich unter ihnen unerkannt der freiwillige Jäger Elisabeth Schwesing. Das junge Mädchen mit den zarten Gesichtszügen war überall dabei, wo es am heftigsten berging. In einem Briefe, den sie an ihre Eltern schrieb, heißt es:

„Liebster Vater, liebste Mutter!

Erfrecht nicht, wenn ich Euch etwas mitteile, was für mich ein nicht unauflöslicher Entschluß geworden ist: Seit einigen Wochen bin ich nun Soldat. Ich wußte, daß viele Frauen an diesem herrlichen Kampfe um unser Vaterland unerkannt teilnehmen. Ich möchte mich ja schämen, wenn ich da nicht dabei sein sollte. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Forcht nicht nach mir. Wo ich begraben werde, ist gut. Betet innig zu Gott, bei dem dann ist Eure dankbare Elisabeth.“

vor Leipzig, 17ten Oktober 13.

Der freiwillige Jäger Schwesing drang zum Bataillon von Ribbach vor. Jeder Schritt, der die Deutschen näher zur Stadtmauer brachte, kostete Menschenblut. Durch ein kleines Tor drang das Bataillon in die Vorstadt, die Franzosen begannen langsam zurückzuziehen. Aber die Ribbacher fanden, als sie gegen Witzow der Promenade zustrebten, die sich vor der inneren Stadtmauer entlangzog, wieder verzwelfelten Widerstand. Trotzdem gelang es ihnen heilenweise, einzudringen. Mit den stürmenden Soldaten stürmte auch Elisabeth Schwesing. Sie wußte nicht, daß sie alle in ihren Tod stürmte.

Mit den Ribbachern waren russische Jäger vom Korps Soden in die Nähe der Elsterbrücke gedrungen. Es war 1 Uhr — da klang ein französischer Feuerwerker die Rufe in die Luft. Die auf dem rechten Ufer befindlichen Soldaten, darunter auch ein Teil des Korps Baurillon, war so abgeschnitten. Die Kameraden mußten gerettet werden. Schon im nächsten Augenblick stürzten sich Tausende in den Fluß, um den Kameraden zum Entsatz zuzuwachen. Einigen gelang es, glücklich hinüberzukommen, viele aber ertranken im aufgewühlten Wasser der Elster. Unter ihnen befand sich auch der unbekannt freiwillige Jäger Schwesing, von dem niemand wußte, daß er eine Frau war.

Wenn wir die Geschichte von Ferdinand von Schmettau erzählen, so hat das mit unserem Thema in engerer Sinne nichts zu tun. Aber sie ist ein schöner Beweis dafür, wie sehr die Unterabteilung zu jener Zeit selbst in den Herzen der Mädchen verankert war. In den Freiheitskriegen brachten Männer, Frauen und Kinder aus allen Ständen Opfer, um das Vaterland zu retten. Aus den mit Freidigkeit gedruckten Sparbüchern der Kinder“, sagt Hr. Köhler, sprangen Freiheitsgeister hervor, welche die Donnerbüchsen des Weltbezügers zum Schweigen brachten, und Fingerhüte verwandelten sich in Bombenstiefel.“ Ferdinand von Schmettau, die Tochter eines ehemaligen Obersten, hatte nichts als ein wundervolles blondes Haar, das überall, wo sie erschien, die Augen auf sich zog. Sie schnitt selbst die übigen Köpfe ab und schickte sie an die Stelle, wo die Gaben für das Vaterland gesammelt wurden. Jam Andenken an diese hingebende Tat ließ man aus dem Haar kleine Schmuckgegenstände bereiten; sie wurden verkauft und brachten die Summe von 250 Talern ein.

Anna Rühling aus Bremen trat im Januar 1814, damals etwa achtzehn Jahre alt, gleich nach dem Durchzug der Bülowischen Schar durch Bremen, in die Bülowjäger-Abteilung des dritten Bataillons ein, welche der Oberbergrat Reil führte. Sie legte sich den Namen Kruse bei und wußte den Verdacht, welcher sich bald regte, daß in Kruses Uniform ein Mädchen stecke, durch tapfere Taten, wie Prochaska, zu entkräften. So sprang sie, als ihre Kompanie auf einem Stege sehr langsam über ein angestretetes Wasser zog, mit den Worten: „ein braver Jäger fürchtet das Wasser nicht“, in den bis an die Hüften reichenden, im April sehr kalten Bach und wachte durch. Später, auf einer kleinen Urlaubsfahrt, war sie mit zwei etwas unwilligen Kameraden zusammengelommen, welche ihr offen erklärten, sie bielten sie für ein Mädchen.

„Zwei Flaschen Wein, wenns wahr ist“, sagte sie lachend. Im nächsten Wirtshaus angekommen, brachte sie zwei Flaschen mit den Worten: „Trinkt, Kameraden, der Wein ist bezahlt, aber ein Schurke, wer nochmals einen solchen Verdacht ausdrückt.“ Damit schlug sie an den Dirschfänger. Als der Friede wieder ins Land zog, hing Anna Rühling den Soldatenrock an den Nagel, legte den Namen Kruse ab und benahm sich von nun an so, als habe sie nie in ihrem Leben das rauhe Kriegerhandwerk ausgeübt. Wer sie sah, hätte es nicht für möglich gehalten, daß diese feine Dame mit den anmutigen Umgangsformen und dem lebenswürdigen Vadeln in einem harten, erditterten Kampf Mann gegen Mann in den Reihen der deutschen Armee mitgekämpft hatte. Sie lebte längere Zeit in Berlin, wo sie auch an den Hof gezogen wurde. Später siedelte sie nach Hamburg über und erhielt 1833 von ihrer Vaterstadt eine Pension.

Der Ritter des Eisernen Kreuzes, Maxter Niemann, hat im Jahre 1865 eine sehr interessante Biographie erscheinen lassen, die sich mit dem Leben des Unteroffiziers Krüger beschäftigt. Dieser Unteroffizier Krüger war in Wirklichkeit ein Mädchen, das mit dem Vornamen Friederike hieß und am 1. Oktober 1789 zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz geboren wurde. Friederikes Vater war ein einfacher Landmann, der seine Tochter wild und ungebunden heranwachsen ließ. Das Mädchen erhielt nicht einmal die Möglichkeit, richtig schreiben zu lernen. Erst in späteren Jahren vermochte sie durch Fleiß und Fähigkeit das Verfaßte nachzuholen. Sie sollte ursprünglich Schneiderin werden, aber als im Frühjahr 1813 ihr Lehrmeister mit der Nachricht nach Hause kam, daß es gegen die Franzosen losgehen sollte, entschloß sich Friederike Krüger, die Nähmadel mit dem Dirschfänger zu vertauschen. Um unbemerkt das Haus verlassen zu können, fertigte sie eine Männerkleidung an, unter dem Vorwande, daß diese für ihren jüngeren Bruder bestimmt sei. Sie schnitt ihr langes Haar ab und begab sich bei Einbruch der Nacht in männlicher Tracht nach dem Dorfe Jansen an der Ober, wo sie nach Wollin zum Reservebataillon des Regiments Colberg gefandt wurde. Dieses Bataillon wurde sofort nach der Kriegserklärung zur Einschließung der Festung Stettin verwendet. Friederike Krüger benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, um sich als Freiwillige zu melden. Lange Zeit gelang es ihr, ihr wahres Geschlecht zu verheimlichen. Freilich wurden hier und da argwöhnische Stimmen laut, die behaupteten, daß der Soldat Krüger ein Mädchen sei. Friederike soll eine ziemlich hohe Stimme gehabt haben, was den Verdacht nur noch verstärkte. Wahrscheinlich haben die höheren Offiziere schon von Anfang an die Wahrheit gewußt, aber der General von Vorstell, der ihr am 1. Dezember 1815 ein Zeugnis ausstellte. In diesem Zeugnis heißt es ausdrücklich, daß der General dem Mädchen zunächst die Aufnahme verweigert habe. Erst als Friederike gelobte, sich sitfam zu betragen, habe der Offizier ihren härmlichen Bitten nachgegeben und sie in die Armee aufgenommen. Friederike Krüger hat an vielen Schlachten teilgenommen, darunter an der Schlacht bei Denezwitz, wo sie durch einen Granatsplitter an Fuß und Schulter verwundet wurde. Nun konnte sie ihr wahres Geschlecht nicht länger verheimlichen. Da sie immer ein vorbildlicher Soldat gewesen war und in einer bewundernswerten kameradschaftlichen Treue zu den Männern gehalten hatte, wurde sie auf dem Schlachtfeld zum Unteroffizier ernannt. Sie erhielt sogar das Eisene Kreuz, was für eine Frau eine noch nie dagewesene Auszeichnung bedeutete und später den russischen St. Georgsorden. Obwohl sie schwer verwundet war, wollte sie unbedingt bei ihren Kameraden bleiben. Es kostete große Ueberredungskraft, sie zu einer Ueberführung in ein Berliner Lazarett zu bewegen. Sie hatte auf dem Krankenlager keine Ruhe und konnte es nicht ertragen, bis ihre Wunden wieder geheilt waren. Im Frühjahr 1814 trat sie wieder bei ihrem Regiment ein und zeichnete sich bei der Einnahme der holländischen Festungen Arnheim und Herzogenbusch aus. Friederike Krüger hatte in den zahlreichen weiteren Kämpfen, die sie mitmachte, großes Glück. Ein Schußwund schien seine Hand über sie zu halten. Sie war dabei, als der Versuch unternommen wurde, die Festung Compiègne zu stürmen. Am 5. April lagerte sie mit ihrem Regiment auf den Höhen von Montmartre und sah auf das besungene Paris herab. Am 10. April trat das ganze Bülowische Korps den Rückzug an, um am Niederrhein seine Felle aufzuschlagen. Nach Napoleons Rückkehr von Elba rückte das Regiment Colberg unter Vorstell's Oberbefehl langsam nach Norden vor. Auch bei Pönn, wo die deutsche Armee am 16. Juni 1815 die furchtbaren Verluste erlitt, blieb Friederike Krüger wie durch ein Wunder unerlekt. Ihr Regiment wurde später zur Belagerung der nordfranzösischen Festungen eingesetzt. Als die Feindseligkeiten eingestellt wurden, entließ man Friederike mit großen Ehrungen aus dem Heeresdienst. Bei dem Ordensfeste am 18. Januar 1816 erreichte sie die Nummerfameit des Unteroffiziers Karl Köhler vom Garde-Mantelregiment, der um ihre Hand anhielt. Am 5. März fand in der Garnisonkirche die Trauung der beiden Unteroffiziere statt. Es war ein sensationelles Ereignis, das eine riesige Menschenmenge herbeilockte. Friederike trug auf ihrem schwarzeiden Kleid die kriegerischen Orden. Der Unteroffizier Köhler erhielt kurze Zeit nach der Hochzeit eine Stellung als Steueranfänger an Läden in der Ufermark. Aus seiner Ehe mit Friederike entsprossen vier Kinder. Im Jahre 1841 konnte das berühmte Ehepaar unter abgemessener Teilnahme die Silberne Hochzeit feiern. Friederike Krüger starb am 31. Mai 1848, am 14. September 1851 folgte ihr der Mann. Das Geburtshaus des „Mädchens von Friedland“ wurde am 18. Oktober 1863 mit einer Denktafel gesandt.

Von Rüdert besungen ist auch Johanna Stegen, welche am 23. April 1813 im Treffen bei Lüneburg den Breiten aus einem umgestürzten französischen Munitionswagen im Kugelregen der Feinde Patronen zutrug und als verebelichte Hinderin in Berlin 1842 starb. In den vierziger Jahren lebte in Stettin eine aus Stralsund gebürtige Frau, welche noch sehr jung unter dem Namen Carl Peterien aus Leipzig ins preussische Heer eintrat, die Feldzüge 1813—14 als Reiter mitmachte, und es bis zum Bachtmeister brachte. An der Schulter verwundet, fand sie sich genötigt, ihren Abschied zu nehmen, nachdem ihr König Wilhelm III. eigenhändig das Eisene Kreuz angedreht. Mit ihrem Gatten, einem englischen Schiffskapitän, hat sie später große Seereisen gemacht. Eine Frau Gronert, 1785 zu Königsberg geboren, diente 1813—15 im 1. Infanterieregiment. Am 3. Oktober 1815 starb zu Frankfurt am Main Louise Dorothea Schulz aus Demmin, 85 Jahre alt, welche in Schills Freikorps bis zur Einnahme von Stralsund gedient hatte, und im April 1806 starb in Charlottenburg die Schloßdienerin Maria Buchholz, geboren 1771 bei Stettin, welche die Feldzüge 1813—15 mitgekämpft hatte.

Zuletzt ein Beispiel aus unserer Zeit: In der Charité von Innsbruck liegt das „Mädchen von Spinges“ im Sterben; 34 Jahre ist es heute und heißt mit ihrem richtigen Namen Viktoria Sabs.

Im März 1915 meldete sie sich bei den Militärbehörden in Rosen und bat, als Freiwillige aufgenommen zu werden und an der Stelle ihres Vaters kämpfen zu dürfen. Lange ärgerten die Generale, bei denen sie vorstellig wurde, ihr den Wunsch zu erfüllen. Schließlich aber sagten sie doch zu und verlangten nur von ihr, daß sie ihr Geschlecht den Kameraden nicht verriet. Dann wurden ihr die Haare kurz geschneitten, sie bekam eine Uniform an, die ihr sah, wie sie seinem Mann besser sitzen konnte und wurde an die italienische Front geschickt, in dasselbe Regiment gesteckt, in dem ihr Vater diente.

Sie wurde Soldat mit Leib und Seele, meldete sich zu vielen schwierigen Patrouillen und wurde dabei mehrmals leicht verwundet. Doch jedesmal lehrte sie wieder an die Front zurück, sobald es angänglich war.

Und dann im Mai 1917 war der Krieg für sie zu Ende. Wieder befand sie sich auf einem Patrouillengang, als ein durch eine italienische Granate gelodertes Kesselstück ihren rechten Fuß traf und zerstückelte. Der Fuß mußte sofort im Feldlazarett amputiert werden, aber die Wunde wollte und wollte nicht heilen. Siebenmal wurde Viktoria Sabs in einem Krankenhaus in Wien operiert. Und endlich, nach drei weiteren Jahren, konnte man sie als geheilt entlassen.

Sie ging nun nach Meran, ihrer Heimat, das inzwischen italienisch geworden war. Schwere Not litt sie jetzt, denn als italienische Staatsangehörige — sie wurde es automatisch — erhielt sie selbstverständlich keine Unterstützung, da sie im Krieg gegen Italien gekämpft hatte; und ihr früheres Vaterland, von dem sie nach ihrer Einlieferung im Wiener Krankenhaus die silberne Tabakerfemmedaße erhalten hatte, konnte ihr nicht helfen, weil sie italienische Staatsangehörige geworden war. Schwere Herzen mußte sich das „Mädchen von Spinges“ deshalb entschließen, ihr geliebtes Meran zu verlassen und nach Innsbruck hinüberzugehen, wo sie ein Jahr lang eine Kriegsrente bezog. Nun aber brach ihre Wunde neu auf, und sie mußte wieder in ein Krankenhaus eingeliefert werden, in dem sie jetzt im Sterben liegt. Sie war das einzige Mädchen, das in Oesterreich Heer den Krieg mitmachte.

All diese Frauen, die aus nationaler Begeisterung zu den Waffen griffen, haben später wieder zu ihrem eigentlichen Beruf zurückgefunden. Sie sind nicht Amazonen im eigentlichen Sinn des Wortes. Es gibt ja auch heute noch in vielen Ländern der Welt Frauenorganisationen, deren Aufgabe es ist, für die Erhaltung des Nationalgefühls durch aktive Mitarbeit zu sorgen. Frauen, die realistische Schicksalungen veranstalten, und eine militärische Ausbildung genießen, sind keine Seltenheit mehr. Bobin wir auch Bienen, in Japan, in England, in England: überall schließen sich Frauen zu vaterländischen Verbänden zusammen. So ist ein großer Frauenverband, die „Votten“ in Finnland. Er setzt sich aus allen Schichten des Volkes zusammen. Im kleinen finnischen Dorf findet man neben der üblichen Schmutztruppe eine Vottingemeinschaft, die auf ihren verschiedenen Arbeitsgebieten mit besonderen Leistungen beschäftigt ist: im Sanitätswesen, im Feldküchenwesen und im Ausdrückswesen. Die Votten haben ihre eigene Verwaltung, unterleben aber an letzter Stelle gemeinsam mit dem Schuttkorps dem Befehl des obersten Kommandanten. Auch in England haben sich in der letzten Zeit Frauenbrigaden gebildet, die unter dem Kommando von Miss Mary Allan stehen und an Schieß- und Gaschuttbildungen teilnehmen. Das gleiche Bild bietet Amerika, wo in einigen höheren Mädchenschulen Schießübungen zum Unterricht gehören.

Im Gegensatz zu vielen anderen Ländern ist die Frau in Deutschland ihrem Krantentum nicht entfremdet worden, ohne darum den anderen Frauen an Vaterlandsliebe und Aufopferungsbereitschaft nachzusetzen. In den schweren Jahren des Weltkrieges ist die Fabrikarbeiterin, die Briefträgerin, die Straßenbahnkassierin in ihrer nationalen Pflichterfüllung beispielgebend gewesen. Auch heute, da sich der nationale Gedanke im Frauenarbeitsdienst verkörpert, denkt niemand daran, ein uniformiertes Amazonenkorps zu schaffen. Die deutsche Frau ist heute mehr denn je Mutter und Erzieherin ihrer Kinder. Und damit erweist sie ihrem Vaterland den schönsten und wertvollsten Dienst.

Der halbe Winter ist besiegt,
die andere Hälfte droht noch!
Jetzt
beginnt die zweite Angriffswelle!

Unsinkbare Rennboote für Zielübungen der englischen Luftstreitkräfte

Eines der gepanzerten Boote

Für die Übungen d. Bombenflazzeuge wurden in England demontierte, unsinkbare Rennboote gebaut. Die Boote, die durch 1 1/2 cm starke Panzerplatten geg. Bombenangriffe geschützt sind, besitzen eine Länge von 12 Metern und eine Geschwindigkeit von 45 St.-Km.

